

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 248.

Freitag, den 23. Oktober

1925.

(85. Fortsetzung.)

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Grue-Vörcher.

Seine Züge leuchteten auf: „Kein Wunder! Wo gerade in Andalusien alles klingt nach Melodie und Liedern und die Musik den Frauen in allen Gliedern lebt!“

„Aber was mir besonders auffiel, das war — denke dir! — daß diese Sängerin auf dem Bilde ganz genau das Gesichtchen hatte, wie einst eine Kammerjungfer, die ich vor ungefähr fünfviertel Jahren in Barcelona in Dienst hatte!“

Seine Hände schlossen sich wie krampfhaft um das Zeitungsblatt. Er atmete langsam und schwer, um seine aufsteigende Erregung zu meistern. Denn mit keinem Laut durfte er nun verraten — daß —

So blieb sie ahnungslos. „Ich muß ja sagen, ich hätte nie gedacht, daß die kleine Pilar das Zeug hätte, zur Bühne zu gehen und eine Sängerin zu werden, die in Varietés tanzt und spanische Coplas singt!“

„Irst du dich nicht vielleicht, Perez —?“

Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht. So, wie die kleine Pilar, können natürlich noch mehr Frauen aussehen. Vielleicht ist es nur eine große Ähnlichkeit. Oder es ist gar eine Schwester von ihr —? Ich weiß von den Familienverhältnissen gar nichts, als daß sie aus einem soliden, kleinbürgerlichen Hause aus Sevilla war und das Dienen eigentlich nicht nötig hatte. Sie war auch nur kurz bei uns! Als wir nach Sevilla gingen, lehrte sie auch zu ihren Eltern zurück. Ich glaube, die andern Dienstboten munkelten es wenigstens —: sie habe einen Schatz bei den Soldaten —!“

Don Manuel antwortete nicht. Er sah aus dem Fenster. Man fuhr gerade an Aranjuez vorüber, knapp dreiviertel Stunden Fahrt von Madrid. In der Ferne schaukelten sich die Bäume des Parks im ersten Frühlingwinde. Aber das dunkle Grün der kunstvoll beschnittenen Hecken schwebten jetzt vielleicht schon die ersten Lieder der Nachtigallen!

Perez' Augen hatten keinen Blick für die stimmungsvolle Landschaft. Und was war ihr Spaniens Vergangenheit —? Langsam wollten ihr die Augen sinken . . . Da fragte Manuel fast hastig —:

„Und warum brachte die illustrierte Zeitung jetzt ihr Bild?“

Perez hob, ein wenig überrascht, die schweren Lider! „Ich weiß es nicht! Oder doch! Ja! Ich las nur ganz schnell die Unterschrift —: die Sängerin werde jetzt zur Semana Santa nach Sevilla kommen und dort aufzutreten. Da sie sich „La Andalusita“ nennt, stammt sie vielleicht aus Sevilla selbst —?“

Er störte sie mit keiner Frage mehr. Im Gegenteil, es war ihm fast lieb, verfolgen zu können, wie ihre Züge schlaffer wurden, ihre Lider sich fester schlossen, ihr Kopf immer tiefer in das Polster zurückank. Binnen wenigen Augenblicken würde sie fest schlafen. O, wie gut kannte er dieses Verhältnis, daß sie schlief und er wachte!

Weil all das brennende starke Leben, das in ihm pulste, ihn nicht zum Schlafen am helllichten Tage, nicht zu solchem lässigen, stundenlangen Dahindämmern

kommen ließ. Sollte er sie verachten —! Sollte er ihr zürnen —?

Vor seiner Verheiratung hatte er nie junge Mädchen aus den spanischen guten Kreisen kennen gelernt, hatte nicht gewußt, daß sie, besonders in den nördlichen Provinzen, wenig temperamentvolle, wohlherzogene, aber ganz unpersönliche Dämchen waren. Daß hinter den meist unbeweglichen Mienen der marmornen Züge selten eine Eigenart lebte, die Höhen und Tiefen, die Hüllen und Seligkeiten spenden konnte —! Daß die allermeisten für ganz kurze Zeit wenig mouffierendes Prickeln vorkäuschten, bis der Verehrer zum Verlobten und dann bald zum Ehemann wurde. Die in der Ehe meist nach ganz kurzer Zeit versagten, langweilig, nachlässig wurden und nur noch Interesse für ständige Vergrößerung des Juwelenbesitzes an den Tag legten. Was es deswegen zu verwundern, wenn man im Bekanntenkreise der Sanchez, und dieser war recht groß — mochte es in Barcelona oder sonst wo sein — sehr viel und häufig von Herren munkelte, die neben der Gattin eine Geliebte hatten?

Was ihn selbst aber am meisten peinigte, war, daß Perez ihn allmählich immer mehr vom Beruf abzuhalten suchte. Sie suchte seine Tätigkeit als Torero zu unterbinden. Was sie vorher an ihm bejubelte, an ihm entzückt hatte, das sollte er jetzt ihretwegen aufgeben! Er sollte sich nicht mehr stets der unerhörtesten Lebensgefahr aussetzen! Er sollte nicht stets aufs neue als bewunderter Held der Arena sich Hunderten, Tausenden von Frauenaugen zeigen und sie auf sich lenken!

O, wie viel heißblütige Auseinandersetzungen hatte er schon mit Perez deswegen gehabt! Das heißt: die Heißblütigkeit blieb allein auf seiner Seite, wenn er um Ausübung seines so geliebten Berufes kämpfte. Denn sie kannte ja nur die traditionelle Waffe der Frau: die Tränen!

Und wenn er sie in Tränenbächen sah und ihr Jammern hörte, daß er sich in Lebensgefahr begeben wolle, dann lief er davon, lief aus dem Hause oder ließ sich sein Reitpferd satteln und ritt stundenlang in der Umgebung umher, um sein Gleichgewicht wieder zu finden.

Umsonst wies er darauf hin, daß sein Beruf ein ständiges Training erfordere. Gerade seinen Ruhm als Torero müsse er stets aufs neue erobern, und er selbst hänge mit Leib und Seele an diesem Beruf, seiner ganzen feurigen, mutigen Veranlagung nach!

Da blieb er ihr unverständlich. Er habe es doch pekuniär nicht nötig! Er habe sich ja den Ruhm schon erworben! Den könne ihm niemand mehr bestreiten. Sie selbst aber würde fast vor Angst sterben in dem Gedanken, daß er in die Arena steige, um mit diesen tollwütigen kraftvollen Stieren, die der Señor Benito auf seinen andalusischen Weiden aufzog, zu kämpfen! —

Monatelang hatte sich dieser Kampf zwischen ihm und Perez hingezogen. Was im Anfang nur Meinungsverschiedenheit schien, wurde allmählich zu einem harten Kampfe. Und eines Tages gestand er sich selbst:

daß er auf diesem Kampffelde allmählich unterlegen war. Er hatte sich von den Tränenströmen seiner Frau unterjochen lassen! Anfangs, im Laufe des vorigen Sommers, hatte er in Bilbao gekämpft, in dem berühmten Seebadeort San Sebastian und dann — als Höhepunkt seiner bisherigen jungen Laufbahn —: in Madrid vor dem spanischen Königspaar!

Und nun sollte er auf das alles verzichten —? die glorreich begonnene Laufbahn abbrechen, die so erfolgreich nach aufwärts führte —? Gehemmt einzig durch die Tränen einer Frau, die nicht die Seelenstärke besaß, die Folgen aus ihrer Wahl zu ziehen?

Aber jetzt, als es dem Frühling wieder zugeht, als auf den großen Blumenständen der Rambla des las Flores, der vornehmen Hauptstraße von Barcelona, wo man die Gesellschaftslaison und die Karnavalszeit des Winters verbrachte, all die jungen zartrosa Mandelblüten erschienen und der strahlende Flor von Mimosen, großblumigen Veilchen und anderen Frühlingsblumen neben den immer gezüchteten und immer geblühten Nelken, da war keine Ruhe mehr in ihm. Jetzt verlangte seine Sehnsucht nach seiner Heimatstadt, die im Zauber all ihrer Frühlingschönheit vor ihm aufsteigen würde, ehe sie unter den heißen Glutten der sommerlichen Sonne versank!

Jetzt zur Zeit der Heiligen Woche um Ostern und zur Eröffnung der großen Stierkämpfe mußte er wieder in der Heimat zu sein! Er fand die Kraft, gegen alle Widerstände aufzutreten. Doch auch Perez zog es wieder nach Sevilla, wo sie voriges Jahr so bedeutsame Tage erlebt hatte. Gewiß, auch sie wollte all die denkwürdigen Eindrücke der Heiligen Woche mit ihren nächtlichen Prozessionen und anderen religiösen Veranstaltungen wieder in sich aufnehmen, die es so überwältigend und eigenartig nur in Sevilla gab. Aber — den geliebten Mann dann wieder in die Arena hinabsteigen lassen —?

Doch diesmal hatte er in dem Streit gesiegt. Ein Torero, der in Sevilla geboren war, der Erfolg gehabt hatte, der dankte es der Heiligen Mutter Gottes, der Sankta Maria de la Esperanza, die ihm diese Erfolge geschenkt hatte! Er dankte es ihr — indem er ihr zu Ehren in die Arena stieg und ihrem heiligen Namen zu Ehren kämpfte!

Als Krone über allen Veranstaltungen der Santa Semana schwebte die heilige Virgen. Und wer aus dem Bannkreis von Andalusien draußen in der Welt zu Ehren und Ruhm aufgestiegen war, der kehrte zur Heiligen Osterwoche nach Sevilla zurück und übte seine Kunst der Virgen zu Ehren. Die Toreros in der Arena, die Sängerinnen und Künstlerinnen in ihren besonderen Darbietungen mit den alten heiligen Liedern.

Die Sängerinnen und Künstlerinnen, die aus Andalusien stammten —?

Plötzlich fiel ihm Pilar ein! Das Gespräch mit seiner Frau war vorhin über die Äußerung von Perez eingeschlagen: eine Ähnlichkeit mit ihrer einstigen Kammerzofe auf dem Titelbild der illustrierten Zeitung gefunden zu haben. Perez hatte es ja ohne jede Gemütsbewegung erzählt, wie eben von einem flüchtigen Eindrucke!

Aber ihm hatte diese Äußerung einen Stich ins Herz gegeben. Pilar eine Sängerin, eine Künstlerin?

Er hatte sie während dieser Zeit, die sich bald zu einem Jahr rundete, völlig aus den Augen verloren. Hatte sie aus dem Gesichtskreis verlieren wollen. Aus Trotz! Weil sie ihm entgegengetreten war, ihm gedroht hatte, seine Zukunft auch ferner zu überschatten, ihn nie aufzugeben und dadurch auch ferner an sich zu fesseln, wenn auch nur unsichtbar! Aber waren nicht gerade diese unsichtbaren Fäden viel stärker und gefährlicher, weil man ihrer nicht habhaft werden konnte?!

Wer vermachte es, all den geheimen Ursachen und Verbindungen nachzusinnen und nachzuspüren, die sich um das Geschick eines Menschen weben —?

War es nicht schon Schicksal an und für sich, daß das, was ihn hauptsächlich zur Heirat mit Perez getrieben — der Reichtum, die Sicherheit eines unabhängigen

Wohllebens, ein reicher, zahlreicher und vornehmer Verwandten- und Bekanntenkreis, das Zusammenleben mit dem liebenswürdigen, stets entgegenkommenden, wenn auch eifersüchtigen alten Herrn mit den stets offenen Händen, die grenzenlose anheimelnde Liebe und Bewunderung von Perez, daß ihn das alles mit der Zeit unsäglich einschnürte —? Ihm unangenehm wurde? Die Entwicklung seiner Individualität hemmte! Daß der Reichtum ihn ersticke, weil er ihn satt machte und ihm den größten Reiz des Lebens: das Erwerben und Sich-Hochkämpfen, nahm —?!

Weil er, der Mann der kraftstrogenden Arbeit, der Beweglichkeit, der Mann, der im unerwarteten, immer wieder zu besiegenden Zufall des Lebens Reiz fand, in seiner ureigensten Freude und Tätigkeit unterbunden wurde —? —

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich gemalt wurde.

Von Rudolf Bressler.

Ich habe mich — auf Drängen der Familie — malen lassen. Von einem Maler mittleren Alters. Der hatte bereits — durch Empfehlung — den Papst in Rom, den spanischen König in Madrid, einen von den Vanderbilt's in New York und meine Tante Ilka in Grunau porträtiert.

Mir war dieser Maler — Sebastian Glöckner hieß er übrigens — empfohlen. Nicht durch den Papst und nicht durch den König von Spanien, sondern durch meine Tante Ilka. Der Meister beanspruchte sechs Sitzungen und ein Honorar von tausend Mark. Vom König von Spanien hatte er mehr bekommen, von Vanderbilt das Doppelte. Vom Papst seinen Segen. Aber das Honorar, das Tante Ilka gezahlt, schwie er. Sie auch.

Der Maler hatte sein Atelier unbequem weit entfernt von meiner Wohnung. Aber wenn man dreimal umstieg und Glück hatte, konnte man — mit Hochbahn und elektrischer Straßenbahn und Omnibus und dann ein Stückchen zu Fuß — in neunundsechzig Minuten das Atelier erreichen. Es lag natürlich im vierten Stock. Etwas hoch für einen, der den Papst gemalt hat. Aber das muß wohl so sein. Und wenn er keinen Fahrstuhl gehabt hätte, hätte ich mich doch nicht malen lassen.

Als ich zur ersten Sitzung kam, fragte mich eine unfreundliche Portiersfrau — gibt es in Berlin überhaupt freundliche Portiersfrauen? —, ob ich mit dem Fahrstuhl Bescheid wisse... ich brauche nur auf Knopf Bier zu drücken.

Ich stieg ein und drückte auf „Knopf Bier“ — und sah dann anderthalb Stunden zwischen der zweiten und dritten Etage fest. Bis ein Monsieur geholt war, der mich umständlich befreite. Beim Aussteigen beschimpften mich der Hauswirt, die Portiersfrau und ein Briefträger. Ein Sivo nahm meine Personalien auf.

Von diesem Tag an war der Fahrstuhl dauernd in Reparatur.

An den Sitzungen nahm eine alte Dame teil, Tante Sulanne. Nicht meine Tante, sondern die Tante des Meisters. An die achtzig Jahre und etwas schwerhörig. Sie sitzt unter der fixen Idee, daß hier ein Dachstuhlbrand ausbrechen und daß sie diesem zum Opfer fallen werde. Und während der Meister schwie und malte, unterhielt sie mich von Dachstuhlbränden. Von solchen, die sich bereits begeben hatten und solchen, die noch zu erwarten waren.

Statt der vereinbarten sechs Sitzungen wurden es einundzwanzig. Das kam zum Teil daher, daß der Meister häufig nicht recht „in Stimmung“ war, zum Teil daher, daß mein Kopf, wie er sagte, äußerst charakteristisch und deshalb schwer zu malen sei; und zum dritten Teil daher, daß der Maler mit meiner Kleidung nicht zufrieden war. Ich hatte zuerst einen blauen Sacko gewählt. Der stimmte aber leider nicht zu einer chinesischen Vase, die unbedingt auf einem Tische neben mir stehen mußte und grün war. Warum sie da stehen mußte, weiß ich nicht; meine einmalige Beziehung zu China ist die: daß ich gern Tee trinke.

Ich zog also einen braunen Sacko an. Den fand der Meister nach der fünften Sitzung „pieftlich“. Er wünschte den Grad. Der war ihm nach drei weiteren Sitzungen zu feierlich. Wir beschloßen einen Kompromiß auf den Emotins. Der schien mir aber nach des Meisters Meinung über den Bauch nicht zu passen. Dann verfuhr er, mich in Hemdsärmeln zu malen; verwarf das aber wieder als „zu amerikanisch“. Dann bat er mich, den Lederwams eines alten Landsknechts anzuziehen. Rembrandt habe auch mit Vorliebe Kostüm-Porträts gemalt. Siehe: Mann mit dem Goldhelm, Selbstbildnisse und so.

Aber mein Kopf paßte nicht zu dem Wams. Schließlich ließ ich mir auf Rat des Meisters bei einem sehr teuren Schneider einen landgelben Cut machen, der gut zu der grünen Vase und zu dem Hintergrund stimmte, nicht amerikanisch und nicht historisch war, mich „breitlich“ in den Achseln zwickte und einen später erst entdeckten Fehler im Gewebe hatte. Sonst wäre er wahrscheinlich noch teurer gewesen.

Die Sitzungen dauerten meist drei Stunden. Rauchen durfte ich nicht wegen der Gefahr des Dachstuhlbrandes. In

essen gab's nichts. Lesen konnte ich ohne Brille nicht. Und die Brille durfte ich nicht aufsetzen. So unzerbrochen ich mich mit der Tante über Dachtublrände und beobachtete das Nachtelhündchen des Meisters, das Flöbe hatte und noch nicht stubenrein war und dieses wohl auch — im vierten Stock! — nicht mehr wurde

Endlich war das Bild fertig. Ich stand holsengerade im sandgelben Cut hinter einem friesischen Stuhl, auf den ich mich stützte — die chinesische Vase neben mir auf einem Tischchen — und sah — wie mir schien, etwas düster, aber sehr interessvoll — links in die Ecke, in der wahrscheinlich gerade das Nachtelhündchen... Denn mir kam vor, mein Bild hatte neben dem Dürkeren und Interessvollen etwas Erstauntes.

Der Künstler hatte mich gebeten, das Bild — damit ich das richtige Urteil empfangen und vergleichen könne — meinen Verwandten und Freunden in der Weise zu zeigen, daß ich jeden einzelnen allein vor das Kunstwerk führe.

Ich begann mit Onkel Heinrich. Der sagte nach langem Betrachten: „Bist du sicher, daß du das bist?“

Da ließ ich Tante Auguste eintreten und führte sie vor das Porträt. „Sehr ähnlich“, sagte sie. „Aber nimm mir's nicht übel, er hat ein bißchen einen dämlichen Moment gewählt. Und dann — du schielst ja!“

Better Eugen war der dritte. Er äußerte kritisch: „Der Bild ist das Beste an dem Bild. Die Stirn ist zu niedrig, zu tierisch. Und die hängende Unterlippe hat er noch von dem König von Spanien.“

Das holde Bäschen Käthe meinte begütigend: „Gott, schön bist du ja auch im Leben nicht. Aber das brauchtest du dir eigentlich doch nicht gefallen zu lassen!“

Mein Schwager Theodor nickte zustimmend: „Ich hatte einen Schulfreund — der lebt leider als unheilbar im Irrenhaus sitzt — dem seiner alten Mutter solltest du das Bild schenken. Dem ist's wie aus dem Gesicht geschnitten. So grauenhafte Cuts trug er auch. Mit der Freude an solchen Farben fing seine geistige Verwirrung an.“

Mein anderer Schwager Berthold sagte sein Urteil dahin zusammen: „Fabelhaft! Wie du leibst und lebst! Aber 'ne Frau kriegst du auf das Bild hin im Leben nicht!“

Meine Cousine Aurelie, die kürzlich den Dr. phil. in Kunstgeschichte gemacht hat, nahm verschiedene Stellungen zu dem Bilde ein. Hob sich vom Sofa auf die Beine und sank an der Kniebank in die Kniebeuge. Dann probte sie, indem sie an meinen Vorhängen riß, die verschiedensten Beleuchtungen aus. Zuletzt bestieg sie einen Stuhl, während sie das Bild in eine Ecke stellte, nahm den Zwiher ab, sah durch die hohle Hand und entschied: „Das ist ein Porträt im platonischen Sinne. Ist die „Idee“ deiner selbst, gesehen durch ein nach Genialität haschendes Temperament. Ist deine Persönlichkeit, deine Blase, in nicht unedler und zugleich routinierter Weise projiziert auf die Wirnis des Jahrhunderts. Das Abbild einer an sich unbedeutenden, zu tüchtigen Heiterkeiten neigenden Persönlichkeit. Ein Meisterwerk psychoanalytischer Malerei, das mit dem deutschen Ernste Cranachs die repräsentative Würde von Dürers verbindenden möchte und in den Halbtonen Rembrandts mit einigen Fehlern Lenbachs totetiert.“

„Aha!“

Ich dankte ihr für die Belehrung und zeigte das Bild meiner alten Kinderfrau, die — aus Pietät beschäftigt — jede Woche einen Tag zum Ausbessern meiner Wäsche kommt.

„Gott, unser Herr Rudolf!“ rief die Gute beglückt. „Und gleich so groß! Das können wir gerade über die feuchte Stelle an der Tapet' auf dem Vorplatz hänge! Dann lobnt sich's doch!“

Der Junge meiner Schwester aber, das in der Familie viel bewunderte Fräulein, jagzte: „Au, fein — danach kann ich mit dem Fließbogen schieseln!“

Und ehe ich das Fräulein noch hindern konnte, schoß es bereits und traf mein Kontorfen mitten in die Nase.

Da ging ich hin zu Sebastian Glöckner und sagte: Die Ansichten in unserer Familie über das Bildnis seien gestellt — aber im großen Ganzen...

Und dann bezahlte ich tausend Mark und ließ das Bild über das Bett im Fremdensimmer hängen.

Es muß sich schrecklich darunter schlafen.

Marterln.

(Ein Beitrag zum Kapitel von der unfreiwilligen Komit.)

Rasch und ohne Teilnahme eilt der Bewohner der Großstadt an den Unglücksfällen vorüber, die sich täglich in seiner Nähe abspielen; er hat keine Zeit, über traurige Schicksale nachzudenken oder sie gar dem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern. Eine nüchterne Erwähnung in den Tageszeitungen genügt, dann flutet das Leben darüber hinweg.

Gegenüber solch kalter Sachlichkeit zeichnet sich der Bewohner der Alpenländer, vor allem der österreichischen, durch gefühlsmäßige Anteilnahme an tragischen Geschehnissen seiner Nebenmenschen aus. Wer in diesen Gegenden wandert, findet auf Schritt und Tritt Gedenktafeln, die in Wort und Bild von einem Unglücksfall berichten, dem ein armer Nebenmensch zum Opfer gefallen ist. Unter „Marterl“ versteht man in Tirol jedes Denkzeichen am Weg, und die Verherrlichungsform „Marterl“ bezeichnet ein Tafelchen, das zum Andenken an einen an der betreffenden Stelle geschehenen Unglücksfall aufgebaut wurde.

Die Marterln lassen einen tiefen Blick in die Seele des naiv empfindenden Volkes tun, das beirrt ist, in kurzen Worten (wie ja der Apler überhaupt wortkarg ist) den Vorgang zu erzählen und zugleich die Teilnahme des Vorübergehenden zu erwecken. Sie sind alle ernst gemeint, wie die zugehörigen, schauerlich-schönen Illustrationen, wirken aber meist komisch und sind damit ein Beweis für den alten Satz, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist.

Im folgenden möge aus dem reichen Material eine Auswahl Marterln gegeben sein, die einen Einblick in die bunte Mannigfaltigkeit dieser Art von Dichtkunst gewähren.

Manchmal verkündet der Verunglückte selbst seinen Fall, wie in den lakonischen Versen, die sich in Balleier am Weg nach Salthaus finden:

Durch einen Ochsenstoß
kam ich in des Himmels Schoß.
Ruhete ich auch gleich erlassen,
Und Weib und Kind verlassen,
kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du!

Wie nah uns der Himmel ist, hören wir aus der Todesanzeige eines verunfallten Fuhrmanns aus dem Stubaital:

Der Weg in die Ewigkeit
ist doch gar nicht weit,
Im sieben Uhr fuhr er fort,
Um acht Uhr war er dort.

Dieselben Todesarten kehren oft wieder; meist ist das Unheil auf der Jagd geschehen oder eine Lawine oder ein reißendes Wasser haben ein armes Menschenleben gefordert. Von einer unglücklichen Jagd erzählt folgende Anzeige:

Hier ruht der ehrsame Johann Mikegger auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.

Ein anderer Jäger „wurde außer seinen zahlreichen Hunden von einer Witwe und fünf unmündigen Kindern betrauert“.

Bei einem Lawinenunglück hat der „ehrsame Jungesel Alois Fekini in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine seine wahre Heimat gefunden“, während in einem anderen Fall ein glückliches Moment sich zum Unglück geleeite:

Hier starb Martin Kaulsch,
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht' ihn kalt.
Auch der Jörg, der war darunter,
Aber heut noch ist gesund er.

Von Wassernot weiß ein kurzer Bericht zu erzählen:

„Im kalten Jahr 1853 sind hier zwei Menschen und zwei Böhmen ertrunken.“

Durch ihre Kürze zeichnen sich auch folgende Marterln aus:

„Hier starb Maria Weis, Mutter und Nähterin von zwei Kindern“
und
„Hier fiel Jakob Hofenknoyf vom Hausdach in die Ewigkeit.“

Durch falsche Orthographie wird folgende ernstbaste Anzeige komisch:

„Hier verunglückt der ehrsame Jungesel (!) Andre Wild, Fichars (Vieharst) von Sistras“.

während eine im Zillertal verfaßte Gedenktafel an den mysteriösen Fall eines Jünglings erinnert

„welcher im 11. Jahre seines Lebens am 12. Mai 1875 in diesem Landgraben verunglückte und dessen Leiche weder lebendig noch tot aufgefunden werden konnte“.

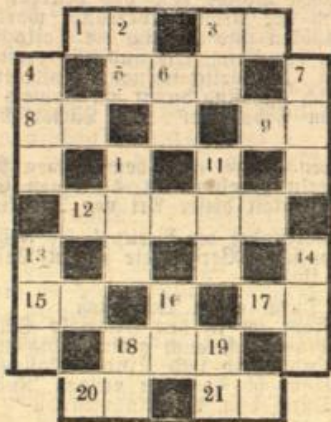
Summarisch faßt den Lebenslauf zweier Buben eine Inschrift auf einem kleinen Dorffriedhof am Chiemsee zusammen:

Hier in dieser Gruben
Liegen zwei Müllersbuben,
Geboren am Chiemsee,
Gestorben am Bauchweh.“

Am originellsten ist ein Marterl, das uns einen Einblick in die poetischen Lizenzen dieser Dichtungsart gestattet und aus der Nähe von Hallein stammt:

Hier liegt der Förster Rugert Suß,
Er starb an einem Büchsenstoß,
Der auf der Jagd von ohngefähr
Ihn hat getroffen folgen schwer.
Zum Glück konnt' man ihn noch verles'n:
Gott las ihn fröhlich aufersteh'n!
Ich nann' ihn oben Rugert Suß,
Um hinzuweisen auf den Suß,
Doch hieß er in der Tat Franz Leim,
Das aber paßte nicht zum Reim.
Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wo hätt' den Suß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
Als Jägermann und guter Christ.“

Silben-Kreuzwort-Rätsel.



Aus den Silben a — an — bar — berg — del — di — er — es — fa — fan — fes — bei — heim — hit — las — li — land — le — lo — mann — me — me — na — ne — o — pro — pu — pu — ra — re — le — sel — so — lor — stein — te — tem — ter — ter — va — ze sind 23 Worte zu bilden und so in die Figur einzutragen, daß jedes freie Feld von einer Silbe beletzt wird. Die Worte bedeuten: **Wagerecht:** 1. Buch der Bibel. 3. Baum. 5. Göttin. 8. Klaffe. 9. Temperatur. 12. Wegemerkmahl. 15. Teil des Beines. 17. Sitzgelegenheit. 18. Universität. 20. Vogel. 21. Deutsche Stadt. — **Senkrecht:** 2. Rettich. 3. Mädchenname. 4. Kleines Dampfboot. 6. Lebenshauch. 7. Gewässer. 10. Frucht. 11. Was wir alle lieben. 13. Akademische Würde. 14. Musikautomat. 16. Hunderrasse. 18. Fröhlich. 19. Beruf.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 242:
Wagerecht: 1. Popocatepetl. 6. Delsau. 8. München. 9. Osnabrück. 12. Aroia. 13. Medlenburg. 16. Odenwald. 18. Meier. 19. Wolga. 22. Montevideo. — **Senkrecht:** 2. Polen. 3. Teufel. 4. Rüdesheim. 5. Griechenland. 7. Kanada. 10. Europa. 11. Allenstein. 14. Brandenburg. 15. Norwegen. 17. Engadin. 20. Lebrte. 21. Bode.

Neue Bücher

* **Hans Arnold: „Ausgewählte Novellen“.** 2. Auflage. (Verlag von Adolf Bons u. Co., Stuttgart.) Die heutige Zeit, die nur noch die Satire kennt, scheint dem behaglichen, besitzenden Humor, der aus allen Erzählungen Hans Arnolds spricht, nicht günstig zu sein. Wer aber einmal die Wirkung dieses Humors auf unverbildete Menschen gesehen, das besitzende Lachen, das er auslösen kann, gehört hat, der wird eines anderen und Besseren befehrt. Vielleicht schlummert sogar gerade heute unter der Schärfe und der Hast der Zeit eine Sehnsucht nach der Verjünglichkeit und der Ruhe des echten Humors. Es dürfte daher diese Neuauflage auf einen empfänglichen Boden fallen. Den immer noch zahlreichen Verehrern Hans Arnolds wird hier aus Anlaß des 75. Geburtstages eine Auswahl der besten Novellen zu einem Preise geboten, der ihr den Eingang in alle Kreise der Leser ermöglicht. Die Sammlung ist ein wahres Schatzkästlein goldigen Humors.

* **Carry Brachvogel: „Die Tochter Marie Antoinettes“.** 185 S. (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig.) Der Lebenspfad der Entelin Maria Theresias beginnt unter dem Wetterleuchten der französischen Revolution. Während die gewalttätigen Ereignisse alles um das Kind wegraffen, seine Eltern auf das Blutgerüst führen und sein Leben zu entwurzeln drohen, reißt unter dem Druck des Schicksals ein Charakter heran, der sich in der geraden Linie seiner inneren Entwicklung nicht durch das wirre Labyrinth des äußeren Geschehens beirren läßt. Wie das fürchterliche Unwetter am politischen Himmel sich entlädt, wie unter seinem verhallenden Grollen die verschiedensten Kräfte offen und insgeheim, ehrlich oder unter Billigung aller Intrigen und aller Mittel in dem Chaos neue Bindungen herbeizuführen suchen, das alles ist mit hervorragender Erzählungskunst dargestellt.

* **Hans Richter: „Das Spielzeug Gottes“.** Zwei Historien über ein Thema. (Verlag Ernst Reils Nachfolger August Scherl, G. m. b. H., Leipzig.) Der große Schilderer der Industrie hat mit diesem Werk einen neuen Weg beschritten und gibt, unter dem symbolischen Titel zusammengefaßt, zwei zarte und erschütternde Historien: „Sigbrit Willums Tochter“ und „Die Königin von Copen“, die Lebensstragödien Doveses, der Geliebten Christians von Dänemark, und Caterina Cornaros, der Gemahlin Philipps von Copen. Auserlich können sich keine Fäden zwischen den Schicksalen beider Frauen, deren edles, leidvolles Menschen-

tum durch Zeiten und Länder von einander geschieden ist. Aber den inneren Einklang ihres Verhängnisses hat Richter mit tiefem psychologischen Verständnis gefunden; ihre Frauenträufel, nur schön zu sein. Beiden hat das Leben die Fängel der Macht geboten, aber es verlagte ihnen die Kraft, sie zu halten. Wie ein schillerndes Mosaik leuchtet die kalte Pracht Benedigs aus dem Hintergrund der Caterina-Historie, um die Tragödie der kindlichen Doveses schliefen sich die Bilder des nordischen Mittelalters wie ein schwerer, dunkler Rahmen.

* **Selene Christaller: „Der Spielmann Gottes“.** Drei Novellen. (Verlag von Friedrich Reinhardt, A.-G. in Basel.) Ein starkes Buch von zartester Poesie und keuchlicher Kraft. Die Wärme religiöser Überzeugung ergeht sich nicht in frommen Betrachtungen, sondern wirkt im Schaffen reiner, ja heiliger Gestalten. Eine solche ist der Spielmann Gottes, ein schöner italienischer Patriarier, der durch den Tod eines jungen Mädchens aus seinem „In den Tag hineinleben“ herausgerissen wird. Im Zerbrechen des eigenen Ich findet seine Seele Gott und sinkt in ihn hinein. In der zweiten Erzählung „Pietro Orsola“ zeigt sich die Schriftstellerin auch als eine Meisterin der historischen Novelle.

* **Frik Anders: „Skizzen aus dem Volksleben“.** (Verlag Fr. Wilsch, Grunow, Leipzig.) Anders hatte als Seelsorger Gelegenheit, in alle Schichten der Bevölkerung hineinzuwühlen. Wo er verschörteste Götter fand, rückte er mit humorvoller Art das überflüssige Gerant beiseite, um dem Wesentlichen freie Luft zu machen. Seine „Skizzen“ befaßten sich mit fast allen Problemen des täglichen Lebens, die von Bedeutung für das Werden des deutschen Volkes sind. Anders ist kein Anekdotenzerzähler, der sich in allzu behagliche Kleinmalerei verliert, sondern er ist ein blidester Mann von grober Konzentrationskraft, der das scheinbar Unbedeutende nur dann in den Vordergrund rückt, wenn es so überhand nimmt, daß es Gefahr werden könnte. Wo er Lächerliches findet, breitet er es mit einem Humor auseinander, der innigste Güte entwirrt und nie in Sarcastischem verfällt. Seine Skizzen sind ein Querschnitt durch das deutsche Volksleben. Der Verlag hat das dreibändige Werk zu einem Preise verfürst, um nur das dem Leser zu geben, das das Echo des heutigen Tages ist. Es sind meist sehr fein geschliffene Scherze, aber aus dem tiefen Ernst geboren, der aller Erscheinungen mit Menschengüte erfaßt.

* **„Gustave-Flaubert-Säkular-Ausgabe“.** Zum 100. Geburtstage Gustave Flauberts hat der Verlag F. C. C. Bruns, Minden i. W., eine Gesamtausgabe seiner Werke ins Leben gerufen, die jedem Bücherliebhaber gefallen dürfte. Die Übertragungen sind berufenen Federn anvertraut, die Ausstattung besorgte Marcus Behmer. In Format und sorgamer Ausführung reißt sich diese neue Ausgabe von Flauberts Werken denen von Voe, Baudelaire, Wilde würdig an. Bisher liegen vor: **Salambo: Die Schule der Empfindsamkeit, November: Drei Erzählungen, Bouvard und Pécuchet, Dramen (Der Kandidat; Das schwache Geschlecht).** Die beiden Dramen sind in einer rehtmäßigen deutschen Ausgabe überhaupt noch nicht erschienen, wenn auch „Der Kandidat“ in der Sternheimischen Bearbeitung vielfach über die Reinhardt-Bühne gegangen ist. „Das schwache Geschlecht“ liegt hier unteres Willens zum erstenmal in deutscher Übertragung vor.

* **„Das bayerische Hochland“.** Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet, 152 der schönsten Landschaftsbilder in Text und Bild von Dr. A. Dreyer. (Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart.) Die schönsten Bilder und Motive des bayerischen Hochlandes in seiner ganzen, unvergleichlichen Mannigfaltigkeit vom Agäu bis zum Chiemgau, von München bis Ruffein (einschließlich Salzburg und Innsbruck) — in allen Übergängen von der wilderklüfteten Felsregion bis zur stillen Anmut der Täler und Seen, im leuchtenden Glanz der Sommermonne wie unter der schimmernden Decke von Eis und Schnee, sind in diesem umfangreichen Album gesammelt. Die eingestauten Genrebilder sind unsprüngele Zeugnisse von Eigenart und Tracht, Sitte und Brauch der Hochlandbewohner. Der einleitende Text von Dr. A. Dreyer, einem hervorragenden Kenner des Bayernlandes, der verständnisvoll auf geschichtliche und volkstümliche Besonderheiten hinweist und die landschaftlichen Reize besonders bemerkenswerter Stätten hervorhebt, gibt einen trefflichen Gesamtüberblick über das in den Bildern dargestellte Gebiet. Alle Freunde des bayerischen Alpenlandes werden an dem soeben in 2. Auflage erschienenen Bilderbande, der den höchsten Ansprüchen moderner Wiebergabe-Technik entspricht, ihre Freude haben und Belehrung, Anregung und Erquickung in reichem Maße aus dem Album schöpfen, das vom Verlag in vorbildlicher Weise ausgestattet wurde.

* **„Die deutsche Volkstunde“.** Von Prof. Dr. R. Brunner. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Gestützt auf die wertvollen Sammlungen des Museums für deutsche Volkstunde in Berlin, gibt der Verfasser einen glänzenden Überblick über das Leben des märkischen und ostmärkischen Volkes in der Mark Brandenburg, Polen, Ost- und Westpreußen. Wie sich dieses entfaltet in Siedlung, Tracht, Sprache, Dichtung, Sitten, wird eingehend dargestellt und durch prächtiges Bildmaterial erläutert. Das Background als Grundlage des Werdenden ist in dieser Volkstunde besonders betont.